

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [24]

Rubrik: Neue Schweizer Lyrik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Blitzableiter die Dächer und Giebel der scheinbar ohne trennende Gassen und Straßen aneinandergelebten Häuser überragt — weit ausuholend ein von rosa und grauen Wolken überzogener Himmel — still und unbewegt die Wasserfläche des Tiber im Vordergrund — alles aufs feinste abgetönt und von apartester Gewitterstimmung! De Grada hat das Motiv noch einmal gemalt, kleiner, aber kräftiger und mit blauem Himmel. Dort ragt das Dorf auf dem Hügel stolz empor, wie jene Kirche über Marseille — ich glaube, man heißt sie Notre Dame de la Garde — mit ihrer unvergleichlichen Fernsicht auf das Meer, zu dem es auch unsern Künstler drängt, wie seine diversen Marinen in der Kollektivausstellung und vor allem seine Landschaft „Arco Muto“ bei Porta d'Anzio (S. 563) dastun. Noch hat er es nicht so sehr in der Gewalt, wie das Festland, oder besser, noch weiß er seine Eigenart und Stimmung nicht mit persönlicher Palette wiederzugeben. Das Bild ist überaus wirlungsvoll; die Felsenpartie rechts, die so sehr an die Tiberiushöhe auf Capri erinnert, vortrefflich durchgebildet, und wie die weite Wasserfläche gegen den Horizont zu verebbt und sich scheinbar beruhigt, das ist ausgezeichnet beobachtet und gemacht. Aber noch ist es nicht ganz De Grada, wie er uns in genannten Landschaften oder in dem delikaten, stimmungs-

vollen „Orvieto“ (zweite Kunstbeilage) und etwa in der „Italienischen Landschaft“ (S. 568) entgegentritt, dieser so dekorativen und trotz aller Detailverachtung so bestimmten, klaren, sonnigen und so glücklich komponierten Landschaft mit den hoch und schlank aufschließenden Pappeln, den blauvioletten, sanften Hängen und der wundervollen Luft ...

Nicht mehr lange, und diese aller Lebewesen völlig baren stillen Naturausschnitte werden sich beleben. Seit der Akademizeit hat Raphael de Grada nichts Figürliches mehr gemalt. Einige verschollene Bildnisse ausgenommen. Aber er hat, wie er mir sagte, den Willen, nicht bei der Landschaft ausschließlich zu bleiben. Sein Gestaltungsdrang möchte sich auch den Menschen dienstbar machen. Und das ist zu begrüßen. Es kann ein Künstler sein Leben lang nur Stillleben (De Grada hat auch solche gestaltet, doch nur zur Erholung) oder Landschaften malen — ganz sich auszusprechen gestattet ihm erst die lebende Kreatur. Durch dieses Medium allein wird er uns alles sagen, was er zu sagen hat, durch dessen mannigfaltige Welt allein davor bewahrt werden, zum Routinier herabzufallen, dessen Sprache zur Manier erstarre und mit lebensfähiger Kunst nichts mehr zu schaffen hat ...

Dr. Stefan Markus, Zürich.

In Weihnachtszeiten

In Weihnachtszeiten reiß' ich gern
Und bin dem Kinderjubel fern
Und geh' in Wald und Schnee allein.
Und manchmal, doch nicht jedes Jahr,
Trifft meine gute Stunde ein,

Daz ich von allem, was da war,
Auf einen Augenblick gesunde
Und irgendwo im Wald für eine Stunde
Der Kindheit Duft erfühle tief im Sinn
Und wieder Knabe bin ...

Hermann Hesse, Bern.

Neue Schweizer Lyrik.

(Fortsetzung).

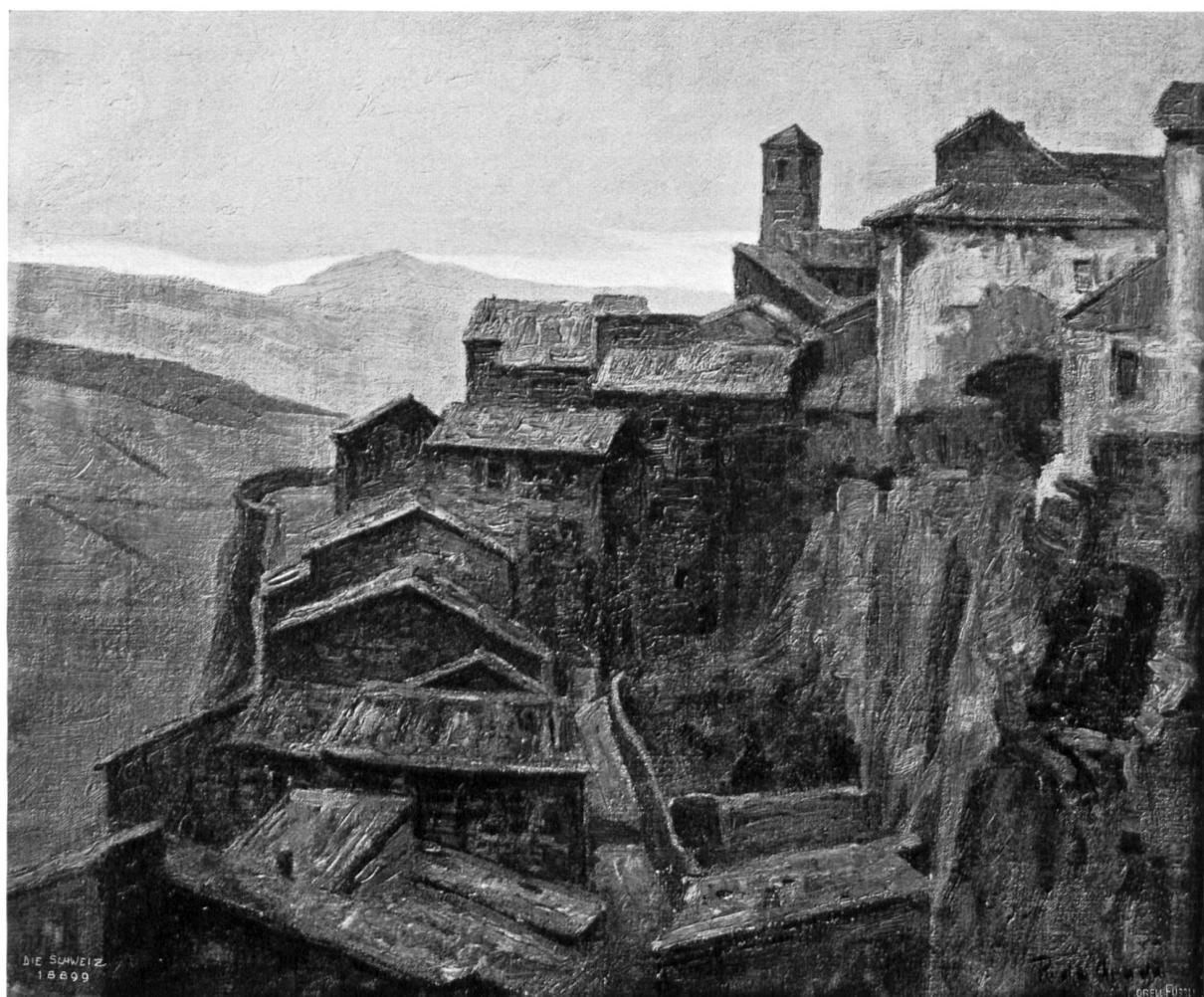
Rechtzeitig vor Abschluß unserer lyrischen Jahresernte stellte sich auch noch Adolf Frey mit seinem von der zahlreichen Schar seiner Freunde und Verehrer lange mit Spannung erwarteten jüngsten Liederbande „Neue Gedichte“*) ein. In diesen Dichtungen der letzten Schaffensjahre tritt uns der bekannte Zürcher Dichter, wie es bei seiner künstlerisch in steter Ausbildung und Entwicklung begriffenen Natur nicht anders zu erwarten war, als ein vielseitiger, schöpferisch ungemein reich veranlagter Poet entgegen. Sprachlich wie inhaltlich fallen uns in dem neuen Liederband bemerkenswerte Eigentöne und individuelles Gestalten auf; da oder dort sind wohl auch die Einflüsse eines großen zeitgenössischen Dichterfreundes nicht ganz zu erkennen, freilich ohne daß der persönliche Stil dadurch eine bedeutsamere Einbuße erleiden würde. Die langsam und sorgfältig ausgereiften Liedkunstschöpfungen des vorliegenden Gedichtbandes sind in vier Gruppen geordnet. Unter den Ueberschriften „Lieb und Leid“, „Schatten und Gestalten“, „Unter Sonne und Sternen“ und „Schelmenwinkel“ finden wir vereinigt, was des Dichters stark und hoch empfindende Seele an Lust und Leid, Schwermut, Lebenstroß und schalkhaftem Humor in das typisch eigengeartete Gewand seiner herb und kräftig klingenden Sprache eingekleidet hat. Es sei uns vergönnt, ohne dem Leser der ganzen genuhreichen Sammlung die eigenen freudigen Entdeckungen zu schmälern, das eine oder andere Meisterstück aus den verschiedenen Teilen hier namhaft zu machen. Schon die erste Gruppe bringt eine Fülle prachtvoller Naturstimmungs- und Liebeslieder mit Bildern von seltenem, sattem Glanze und einem aus den Tiefen der Menschenbrust emporrauschenden Klang; ich meine besonders Gedichte wie etwa „Sehnen“, „Sommertag“, „Wolfengruß“, „Edelweiß“ und „Die Rose“. Zu den eigentlichen Verlen dieses Abschnittes aber haben wir unstreitig die Gefänge

„Schlummerlied“, „Einmal“ und die beiden von wuchtiger Innerlichkeit erfüllten und durchzitterten Lieder „Der Becher“ und „Der Brief“ zu rechnen. Und den wunderherrlichen „Frühling“, eine Lenzbotenschaft der liebeatmenden Natur von reizvoller Anmut und seelischer Vertiefung, möchten wir unsern Poesiefreunden denn doch nicht vorenthalten:

Der junge Wald ist ein grüner Rausch,
Aus dem Becher des Frühlings getrunken;
Mein wintermüdes Auge saugt
Die blitzenden Blätterfunken.
Die Quelle schürzt ihr silbern Gewand
Und springt den Reigen am Hange;
Die Wipfel sprudeln übervoll
Vom sprühenden Drosselsange.
O wüßt' ich, wo du einsam gehst
An den sprossenden Wälderlehn!
Die webenden Gründe hauchen und wehn
Und bringen mir dein Sehnen.

Welch eine eigentümliche Mischung romantischer Gefühltöne mit fühliger geformter, modern anmutender, plastischer Bildlichkeit liegt uns hier vor! Die zweite Gruppe enthält außer andern, nicht unebenbürtigen Weisen das uns vor allen ansprechende persönliche Bekennnis „Einst!“, dazu die fein geschauten und geprägten Dichtungen „Christkind“ und „Der kleine Hort“, die mit farbenbunter, echt Freyscher Erfindungsfülle gestaltet worden sind, und den durch die Hegarsche Preiskomposition schon in weiten Kreisen bekannt gewordenen, knapp und markig gefaßten Text des Chorstückes „1813“. Auch im dritten Teil fällt uns der unermüdliche Phantasiereichtum auf, aus dem die Muse Adolf Freys selbst zu schöpfen und ihre Freunde zu bescherten und zu beglücken weiß. Gedichte wie „An die Nachtigall“, „Gesang in der Nacht“ und die zwei

*) Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1913.



DIE SCHWEIZ
18699

GREG. FÜRST.

Raphael de Grada, Bürich.

Prvieto.

Phot. Ph. & E. Linf, Zürich.

wiederum äußerst individuell empfundenen und gefärbten Stücke „Nacht“ und „Augentrost“ sind die beredten und trefflichen Zeugnisse dafür. Mit den Beiträgen des den Liederband beschließenden Abschnittes hat sich der Dichter auch als Humorist vernehmen lassen, gewiß nicht ohne Geschick und Glück — ich möchte als Beispiele des Gelingens etwa die persönlich pointierte Skizze „Das Rätsämmen“ oder das legendenhafte, im Geiste Meister Gottfrieds konzipierte Genrebildchen „Die Beichte“ hervorheben — aber im allgemeinen doch, wie mir scheinen will, den Eindruck hinterlassend, daß auf diesem Gebiete nicht die eigentliche Stärke seiner künstlerischen Begabung liege. Immerhin, der Autor durfte sich die Freude solcher ehrenwerter Versuche wohl leisten ... Und so ist denn Adolf Freys neues Liederbuch wieder eine reife Gabe, ein Fortschritt sogar im Sinne eigenartiger künstlerischer Prägung und Schöpfung individueller poetischer Werte und schließt in sich einen vielversprechenden Ausblick auf das künftige lyrische Schaffen unseres hochverehrten Mitbürgers!

Und wieder wird uns die seltene hohe Freude an einer echten künstlerischen Offenbarung zuteil in dem Erstlingswerk eines jungen Zürcher Dichters. Karl Stamm, aus Wädenswil gebürtig, legt uns mit seiner ersten dichterischen Schöpfung „Das Hohelied“*) gleich eine lyrische Talentprobe von nicht zu verkennender Eigenart und Schönheitsfülle vor. Da herrscht schon eine überraschende Meisterschaft der sprachlichen Behandlung und ein Reichtum an schöpferischer Phantasie- und Gestaltungskraft, an überzeugender Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit, wie sie uns nicht allzu häufig in so verheizungsvollen Formen bei jugendlichen einheimischen Poeten in den letzten Jahren begegnet sind. Und darum begrüßt man das frisch-frohe Werk und seinen aus dem Tiefen und Vollen seiner Kunstmöglichkeiten freigebig und mutvoll spendenden Urheber mit besonderm Stolz — ist er doch selbst voll der edelsten, tüchtigsten Wünsche und weist uns mit eigener Hand auf ein ersehntes, ihm erreichbares Ziel!

Ich bin wie eine weiße Schale
Im weiten Raume aufgestellt.
Das Flüstern flangerfüllter Tale,
Die Stille hoch im Sternensale,
Das Licht, das in die Tiefen fällt:
Sie sammeln sich in meinem Grunde
Und kreisen selig in der Runde
Und formen sich in meinem Munde
Zum leisen Lied von Gott und Welt.

Sind das nicht Klänge von einer Tonfülle und Schöpfungslust-inbrunst, wie sie uns aus den schönsten Weihgesängen eines Rilke und eines Dehmel her vertraut sind? Und doch ist es nicht dasselbe, es ist etwas anderes und in gewissem Sinne ein starker Einflßtag vaterländischer Liedkraft und unverfälschter Persönlichkeit, was uns da aus diesen merkwürdigen Dichtungen so rein und eindrucksvoll, so schlicht und bewegt, so still und wuchtig entgegensteht. Der jugendliche Sänger hat es gewagt und, wie das vollendete Werk deutlich erweist, auch wagen dürfen, in einem Zusatz von gegen hundert Sonetten, nur spärlich durch einige schwungvolle freie Rhythmen unterbrochen, sein gesamtes künstlerisches Erleben in Natur, Welt und Dasein einzuschließen und zu gestalten, ohne monoton, langatmig oder ermüdend zu wirken. In drei ungleich reichhaltigen Hauptgruppen, den Liedern „an die Natur“, „des Lebens“ und „der Seele“, von denen das bedeutsame Mittelstück wieder in die Unterabschnitte „Lied der Lust“, „das Tanzlied“, „Lied der Liebe“ und „Lied des Leidens“ zerfällt, weiß der Dichter den ganzen unermesslichen Zauber seiner wunderbaren Bildersprache zu entfalten, nie gehörte weiche, träumerische Weisen hervorzuladen und die Werte einer tiefgründenden, reichempfindenden Menschenseele ans Tageslicht zu heben, sie

im goldenen Gespinst der Lied- und Phantasiewelt leuchten und erstrahlen zu lassen. Und das alles ist nicht gelernt, nicht nachgefühlt, nicht nachgeschaffen, sondern frischer, ursprünglicher, elementarer, eigenartig-leidenschaftlicher Quell und Grundton einer ungewöhnlich reichbegabten, impulsiv und doch verhalten und primitiv sich äußernden Poetennatur. Man wird dieses hemmungslos sich auslebende Künstlertum aus einigen Proben am besten verstehen und würdigen lernen, und man wird dem gottbesiegten Sänger, der diese Weisen schuf, dadurch am ehesten nahtommen, daß man seine äußerlich herbe und schroffe Natur und Wesensart im Spiegel seiner Dichtung echt und wahrheitsgetreu zu erblicken vermag. Hier ist einmal im eigentlichen Sinne des Wortes „das Buch der Mensch“ und die abgeklärte dichterische Offenbarung nicht eine ehrgeizig-tändelnde und aufgebauten Spielerei, sondern das blutige Bekenntnis seines lebensüchtigen, leidvollen Herzens! Doch ich hoffe, der Leser meiner Zeilen werde, in seinem eigenen Interesse, bald selbst zu diesem prachtvollen und erhebenden Feierabendstunden-Buche greifen! Zwei Stichproben mögen ihm noch die blütenduftenden, sternbesetzten Pfade zu diesem Liederparadiese weisen helfen:

O Feierstunde! Sonnenuntergang!
Geliebter, halte deinen Atem an,
Daz ich den Abend besser hören kann;
Denn leise singt er heute seinen Sang,
In tiefer Ruh' und ohne Ueberschwang.
Wie mich die Zaubertöne mild umfahn
Und weiterschweben und nun wieder nah
Und mir verständlich bis auf einen Klang,
Der tief und dunkel aus dem Tal sich hebet
Und zitternd steigt und nun am höchsten schwebet,
Ganz nahe und dann plötzlich wieder fern ...
Geliebte, still, wir wollen tiefer lauschen ...
Hörst du des hohen Tones leises Rauschen?
Ich bin das Echo meines Herrn.
Gedenke, Seele, deiner Blütenzeit!
Wie ist sie fern! Verunken und verklungen!
Ihr blauen Tage, o wie seid ihr weit!
Das Lied der Frühe, es ist ausgesungen!
Es hat der Sturm die Blätter mir zerzaust,
Wild durch die Lüfte hat er mich geschwungen.
Wie gell er durch den Lebensbaum gebraust:
Mich zu bezwingen ist ihm nicht gelungen.
Ich wuchs und durfte reisen, Tag um Tag.
Weiß ich, wie dieses Dasein enden mag?
Genug! Ich reise auf des Lebens Flucht.
Der Sommer ging. Still tritt der Herbst ins Land ...
Und manchmal fühl ich eine kühle Hand —
Wer will dich ernten, herbe Frucht?

Das mag uns einen Einblick in das individuelle Gepräge und die farben- und klangerfüllene Schönheitsfülle der Jugenddichtung Karl Stamms geben! Wer wird dich ernten, herbe, hohe Frucht?

Endlich wollen wir vor Jahresschluß noch zwei alte liebe Freunde und Volksänger begrüßen, die uns mit ihren reizvollen und schlichten, warmblütigen Mundartliedern immer wieder neue kostliche Stunden des Genusses bescheren. Der Schwyz Dichter Meinrad Liebert spendet uns in einer einfach geschmackvollen Volksausgabe und einer kostbaren Luxus-edition für „Bücherfreunde“, wie man nun einmal, eigentlich recht sinnlos, zu sagen pflegt, die neue, endgültige, wieder mit dem alten, volkstümlich gewordenen Titel bezeichnete Fassung seines Liederbuches, den herzerfreuenden, lebensfrischen Band „s Schwäbelpfiffli“*) in zwei, der leichtern Hand-

*) Lyrische Dichtungen. Mit einer Originalabbildung und Buchschmuck von Eduard Gubler. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füssli, 1913.

*) Dritte, sehr vermehrte Auflage. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer & Co., 1913.

lichkeit wegen getrennt gebundenen Teilen. Und gleichzeitig hat der freundliche Liedervater auch einem seiner lieblichsten Musenkindern, dem ergreifenden, köstlichen „Heiwili“ *), ein neues, schmudes und fein durchwirktes Gewändlein angezogen, in dem es sich noch freier und herrlicher im bunten Spiel der leichtbewegten Glieder tummeln kann als früher. Die beiden Dichtungen haben in ihrer jüngsten Fassung und Gestalt gegenüber den früheren Ausgaben viel an Glanz und Reife gewonnen und sind auch, besonders natürlich das Liederbuch, wesenlich und um kostbare, unvergängliche Stücke bereichert worden; die meisten Abteilungen zeigen einen beträchtlichen und erfreulichen Zuwachs an später entstandenen, aus den letzten Liederfrühlingstagen stammenden Gedichten, und manche von diesen, wenn das überhaupt möglich, übertreffen noch ihre älteren Vorläufer an Unmut, Schalkhaftigkeit, seelischer Vertiefung und künstlerischer Kompositionssicherheit. Wir dürfen vielleicht heute von den lieben bekannten Weisen abschauen und das Hauptaugenmerk auf die wertvollen Zutaten und Vermehrungen der Sammlung richten. Da begegnet man denn gleich im ersten Bande so vollendet prachtvollen und gemütreichen Liedchen wie etwa „s' Fingerli“, „s' Roseftödli“, „Sunntignumittag“, „Tulibane“, „Dr Garte Gottes“ und „s' Wybervoldb“. Und im zweiten Band, da treffen wir unter einer erstaunlichen Fülle und Mannigfaltigkeit ebenbürtiger Gedichte Meisterweisen wie „Plange“, „D'Röisl“, „Chani cho?“, „Dorffe“, „Land a, iehr Läfersburschte“, „s' Fahrnmaittli“, „s' Chlopfe“ und das innig schlichte und bekenntnisreiche Epilogstück „s' lezt Liedli“. Sollen wir über Art und Klang, über Wert und Stimmung der Poesie Meinrad Vienerts noch etwas sagen? Es wäre wohl ein über-

*) Ein Heimwehlied. Dritte, umgearbeitete Auflage. Frauenfeld, Druck und Verlag von Huber & Co., 1913.

flüssiges und zweckloses Beginnen, wissen wir doch alle längst gut genug, warum wir den sprudelnden Naturquell seiner Dichtung, den strahlenden Silberborn seines reinen, echten Poetengemütes so herzlich lieben und so hoch schätzen! Und am Schluss seines Liederbuches hat der Schwyzert Sänger manchen seiner Freunde durch die „Liedlein“, die paar stillen, einfachen, selbst in Ton gesetzten Weisen, noch eine besonders willkommene und dankbar aufgenommene Gabe geschenkt; denn man darf sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß, so schön und melodisch einige der bekanntesten Kompositionen Vienertscher Liedertexte von Leu, Andreea, Schoed, Jelmoli und andern auch sein mögen, sie doch ziemlich beträchtliche Anforderungen an Wiedergabe und Begleitung stellen und daher wohl nie zum eigentlich populären Volksliedchen werden können, das Gassen auf und ab wandert und mit dem raschlosen Vogelflug über Felder, Wälder und Berge, weit über die heimatlichen Grenzen sich hinauschwingt, wie wir es gerade den „Schwäbelpfiffli-Gesängen“ doch wünschen und gönnen möchten! Aber der Dichter selbst beschließt mit eigenem Wort das knapp skizzierte, so erfreuliche Bild seines reichen, kostbaren, ewig jugendlichen Schaffens und Schenkens:

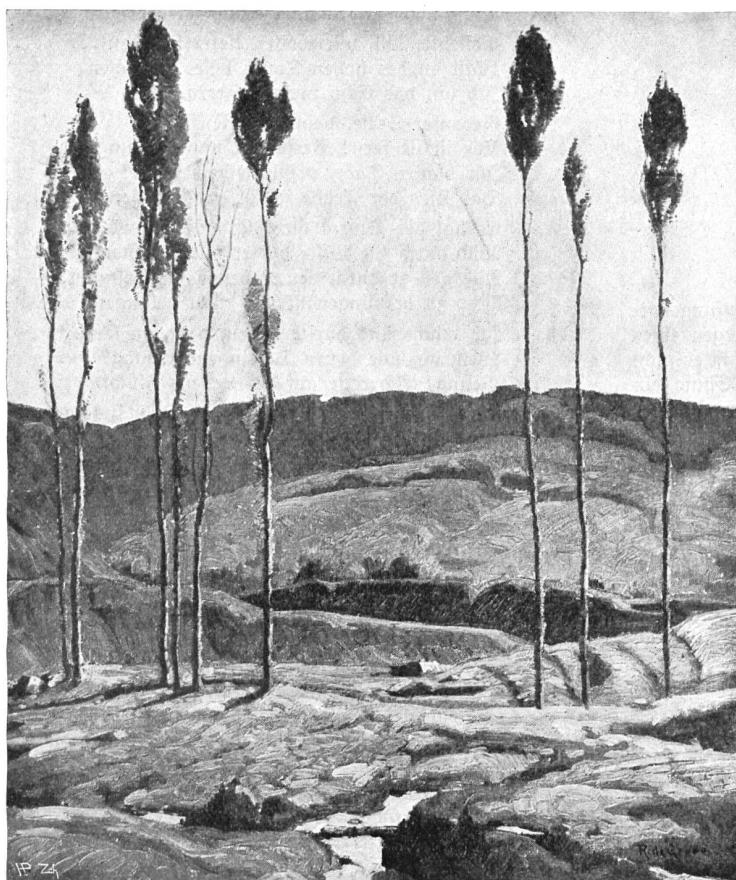
's Bäggli

Dr Schnee uf dä Bärge
Ist fürzündbrandrot,
Wie 's Schatzelis Bäggli,
Wän d'Sonne ufgohrt.
Und räuked all Gletscher,
All Himmel durs Gstüüd,
Se warm wie das Bäggli
Gend s' einewäg nüd.

Du fürzündrots Bäggli,
I lo mer's nüd näh:
Dä muoht i mys Stubli
's Nachtampeli gä.
Sng's dusse dä dunkel
Aes wie ir're Chwoh,
I mach' mi a d'Heitri
Zuom Ampeli zuo.

Auch der Solothurner Dichter Josef Reinhart erfreut uns wieder einmal mit einer vollen und reifen Garbe seiner lyrischen Erntezeit. Unter dem bezeichnenden Titel „Im grüne Chlee“ *) hat er uns ein reizendes zweites Bändchen von Mundartwerken, „Neui Liedli ab em Land“, geboten, das alle uns vertrauten Vorzüge der ersten Lese in noch gesteigertem Maße aufweist. Die frohe Munterkeit der launigen Erfindung, die stille Wehmuth des leidenden, sich sehndenden oder entsagenden Herzens, diese beiden alten und ewig neuen Offenbarungsformen der vaterländischen Volksseele, kommen in diesen feinen und zarten Dichtungen wieder getreulich und ungefälscht zum Ausdruck. Mild und verhalten klingt der Ton, den Josef Reinhart in Lust und Leid den Saiten seiner Laute entlockt; er weiz ihn mit poetischem Verständnis und künstlerischem Geschick zu beherrschen, zu meistern im Sinn und Geist des eigentlichen, ursprünglichen Volksliedes, wie selten einer seiner Dichtungsgenossen und Weggefährten. In sechs Gruppen, die er „Johr-us, johr-n“, „Im grüne Chlee“, „Liedli vom Chibichnab“, „Und 's Meteli singt“, „I ghöre-n-es Glöggli“ und „Durs Läbe-n-us“ überschrieben hat, breitet der Dichter seine reichhaltigen, vielseitigen Liederschäze in

*) Bern, Verlag von A. Francke, 1913.



Raphael de Grada, Zürich.

Italienische Landschaft.



Raphael de Grada, Zürich.

verschwenderischer Glanzfreudigkeit vor uns aus. Wie ein bunt wechselnder Reigen ziehen Stimmungsbilder und Sangesweisen vor uns vorüber, schmeicheln sich mit ihrem süßen schlüchten Wohlaut uns ins Ohr und ins Herz, und es dauert nicht lange, so sind uns die meisten schon so lieb und vertraut geworden, daß wir sie gar nicht mehr vermissen oder entbehren möchten, daß wir sie wie alte Freunde nur ungern am heimeligen, heimischen Herde fehlen sähen. Wie gute Stuben- und Tischgenossen werden diese Lieder mit einem verwachsen, als sei es für ein ganzes, langes Leben! Aber sie sind eben auch so echt, so erlebt, so durchempfunden, so ohne Schminke und eiteln Selbstprahl geschaffen, und sie sind hinausgefandt als verklärte Zeugen des wirklichen Lebens, wie das Volk unseres Landes es sieht, fühlt und lebt; das ist ihr bestes Teil und ihr schönster Ruhm, wie auch der Grund ihres sichern Erfolges und Gefallens! Es täte uns leid, den schönen Erntestrauß zu zerstören und um den Eindruck seiner harmonischen Fülle und Einheit zu bringen, aber einige besonders leuchtende Blüten daraus möchten wir doch noch hervorheben und als eigentliche Pfadweiser zum Genuss dieser echt volkstümlichen Poesie bezeichnen. Dahin rechnen wir Gedichte von der Art, wie sie in Stücken wie „Als emol der Mähdere hunnt“, „I glaube-n-i heig der Fröhlig g'seh“, „I g'seh und g'seh's vor Auge“, „Was ha-n-i g'seh im Garte?“, „E Nägelstock am Fänster“, oder in Weisen wie „Berggasse“, „Am Mühlbach“, „Summerschyn“, „I d'Fröndi“, „Es tönt e Glogge“, „'s mueß öppis s̄v“, „'s Bättli“, „Zuflucht“, „Hei go, nit elei lo“ und „Zweu Rößli“ erklingt und unvergeßlich, unaufhaltsam in uns nachhallt und nachzittert. Ernst und Schalkhaftigkeit leben und

weben in gesunder, bodenständiger Mischung in diesen Dichtungen*). Auch von Josef Reinharts empfindungstiefer, freud- und leidvoller Liedkunst möchte ich, dankbar für das bisher Gebotene und von reichen Hoffnungen auf die Spenden der Zukunft erfüllt, Abschied nehmen, indem ich den Volkslyriker noch selbst mit einer trefflichen Probe seiner Kunst zum Worte kommen lasse:

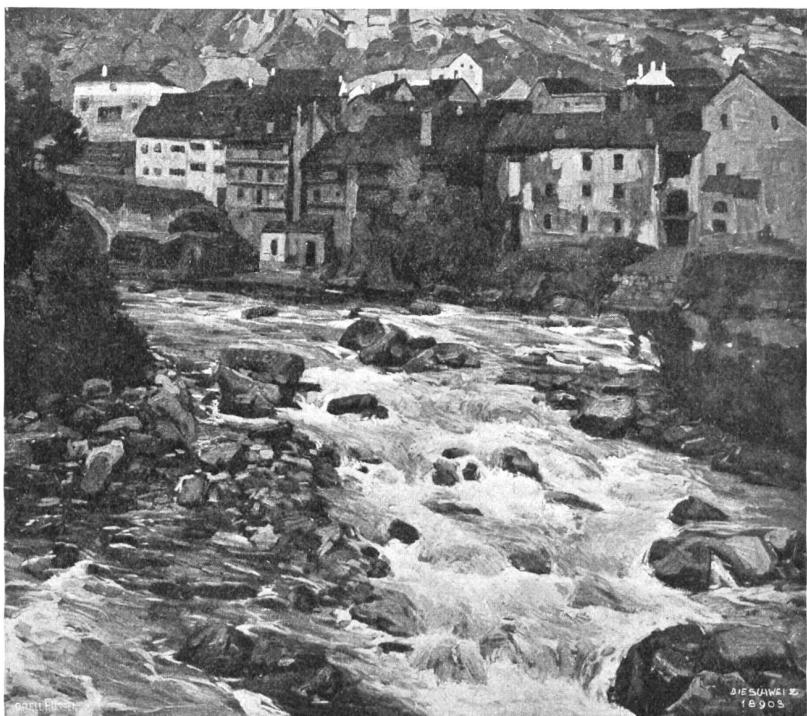
Bestand

Und wider s̄y mer gsässe
Und liege-n-über's Land
As wie vor alte Z̄pte
Und gänd enander d'Hand.
Stöhnd alli Bäum im Blüeih
Dur's ganze Ländli us,
Und d'Sonne liegt vom Himmel
As Fänster vo üsem Huus.
's isch alls no wie vor Z̄pte,
As wie vor mängem Jahr —
Do liege mer 'n-and i d'Auge:
„Du säg mer: Gäll, 's isch wohr!“

Alfred Schaer, Zug.

* * *
Die Kunst spiegelt den Menschen. Nur, wo der Künstler vornehm, echt und tief ist, kann auch seine Kunst diese Eigen-

*) Auch hier noch der Hinweis darauf, daß inzwischen der Solothurner Musikdirektor Casimir Meister sich daran gemacht hat, Jof. Reinharts „Liedl ab em Land“ zu vertonen für eine Singstimme mit Klavierbegleitung; jüngst ist im Verlag von A. Francke ein erstes Heft herausgekommen mit Umschlagszeichnung von Rud. Münger. A. d. R.



Raphael de Grada, Zürich.

schafthen haben. In den „Liedern“ Helene Zieglers*) treten gerade diese drei Züge hervor. Dabei läßt der Gedichtband auf große Konzentration schließen. Gewisse Stimmungen, die wir bei andern Dichtern finden, liegen ihr fern; die Gefühle aber, die sie bewegen, sind so tief empfunden, schlagen so warme Töne an, daß in unserer Seele, wenn wir je Lehnliches erlebt haben, eine Saite mittlingt. Geben wir diesen Tönen ein wenig nach. Da lauschen wir dem fröhlichen Klang der Jugendfreude, der Lebensbejahung, wie in dem Gedicht:

Noch lohnt mir die Sonne tief im Gold,
Noch fährt in fliegendem Lauf mein Gespann;
Blutjunge Hengste ziehen daran.
Noch geht es fernab von Not und Nacht usw.

Zu dieser Gattung gehören: „Frühjahrgewitter“, eine stimmungsvolle Landschaftsschilderung, ferner das an Bildern reiche „Leben“, das strophenweise Steigerung erzielende „Begeisterung“, „Jahreswende“, mit seiner eindrucksvollen Knappheit, „Morgen“, mit seinem Goldglanz, usw. Zahlreicher aber sind jene Gedichte, in denen sich Wehnut in die Farbenpracht schleicht, Herbststimmungen, die der Dichterin besonders liegen. Man denke an: „Die Blätter fallen“, „Herbst“, mit seiner letzten Sonnenwärme; wir spüren die Rebelschleier an uns vorüberziehen in „Herbstnebel“ und „Im Herbst“, „In fremder Stadt“. Der Spätsommer bildet auch den landschaftlichen Rahmen zu dem hübschen Gedicht „Zum siebzigsten Geburtstag“. Diese Herbstlieder führen uns hinüber zu den ernsten Stimmen, die zu uns sprechen in „Erkenntnis“, in dem ergrifenden „Schmerz“, in „Wunden“ usw.

*) Zürich und Leipzig, Verlag von Rascher & Cie., 1914.

Neue Schweizerliteratur (Roman und Novelle) III.

Jedes von Meinrad Lienert veröffentlichte neue Buch bedeutet für die Freunde der deutschen Literatur in der Schweiz ein Ereignis; dieser prachtvoll natürliche, durch und durch bodenständige Dorfgeschichtenschreiber mit seinem goldenen Humor und seiner feinen Kenntnis der Kindesseele, in deren Dar-

Gibt es keinen Trost für diese Stimmen? Die Dichterin hat eine ausgeprägte Vorliebe für mystische Stimmungen, in denen sie Versöhnung und Stille sucht und deren mildes Halbdunkel sie in poetischer Weise wiederzugeben versteht. Hierher gehören „Das blaue Strahlen“, „Maiandacht“, „Requiem“, mit seinem eindrucksvollen Rhythmus. Trommes Vertrauen spricht aus „Glaube“, und von geheimnisvollem Reiz ist „Caritas“:

Wenn gott- und welt- und menschvergessen
Du schlummerlos
Und seufzend auf dem Lager liegst,
Dann glaube, es knien im Dunkel Gestalten,
Die die mageren Hände gläubig falten,
Die die trockenen Lippen sacht bewegen
Und flehn für dein Haupt um Trost und um
In einer bessern Stunde einmal [Segen.
War's, daß du ihnen dein Mitleid enthülltest,
Sie wieder mit leiser Hoffnung erfülltest
Und ihnen in ihrem armen Leben
Durch dich ein wenig Freude gegeben...
Das sind die Seelen, die nächtens bei dir.

Wem das Interieur bekannt ist, aus dem die Dichterin hervorgeht, der wird sich leicht den schönen Rahmen zum Gedicht „Die Moscheenampel“ denken:

Sonntag war's. Zur Dämmerstunde,
Bei der Ampel warmem Licht,

Sahen wir im Saal. Und schauten
In den Strahl, den roten, trauten,
Träumten nur und sprachen nicht.

Schimmernd floß in bunten Wellen
Aus der Kuppel sanft der Schein,
Spielt zitternd wie im Tanze,
Wob mit seinem Zauberblau
Uns in duftige Märchen ein, usw.

Ein Lieblingsmotiv ist der „fallende Stern“, der verschiedentlich in origineller Weise auftaucht. Interessant ist auch immer, was uns die Dichter über ihre Mütze vertrauen; wir nennen hier das reizende „Mein erstes Lied“, „Noch will ich schweigen nicht“, mit dem langesfrischen Schluß: „Und schweigen will ich nicht. Da lebenswarm mich Lied um Lied durchflutet“ — und endlich „Mütze“. Reich an Feuer und Tiefe, an echter Poesie ist der Abschnitt „Meine Seele deiner Seele“, der sich an eine Frau richtet und in dem sich uns das Talent der Dichterin am meisten enthüllt.

Nebenbei bemerkt: Helene Ziegler ist die Nichte Conrad Ferdinand Meyers, und einige unbewußte Anklänge an den berühmten Onkel würden sich nachweisen lassen. Noch vermag die Form den Stoff nicht überall zu bezwingen, noch ist dieser und jener Gedanke etwas ungeschickt ausgedrückt. Doch das sind geringe Mängel, und im allgemeinen sprechen diese Lieder in solch talentvoller Weise zu uns, daß wir uns rückhaltlos über ihr Erscheinen freuen dürfen und der Dichterin für ihre Morgengabe von Herzen dankbar sind.

Das Büchlein präsentiert sich in schmuckem rotledernem Gewande.

Bertha von Orelli, Zürich.

stellung er sich fast selber noch übertrifft und sicher von keinem zweiten übertroffen wird, diese, bei aller derben und keck zugriffenden, den Einfluß der Mundart nirgends verleugnenden Sprache, so unvergleichliche Feinheit und Zartheit in der Zeichnung vornehm fühlender und denkender Frauengestalten — all